Feuer und Wasser

Beim deutsch-deutschen Gipfel wurden Träume nicht wahr. Der CDU-Kanzler machte, was er seiner Vorgängerregierung ankreidete – kleine Schritte.

Der Kanzler winkte unwirsch ab, als ihn einer seiner Vertrauten am Montagmorgen letzter Woche, wenige Stunden vor Ankunft des ostdeutschen Staats- und Parteichefs Erich Honecker, fragte, ob es mit Blick auf den Besuch noch etwas zu besprechen gebe. Dann entluden sich Anspannung und Unbehagen. Helmut Kohl: „Ich hab' den ganzen Ärger, und der hat den Erfolg mit der Hymne."

Da sprach der ausgebuffte Parteistratege. Aus den vielen Vorgesprächen seines Amtschefs Wolfgang Schäuble mit der Honecker-Mannschaft wußte Kohl, daß in den bevorstehenden deutsch-deutschen Gesprächen keine unangenehmen Überraschungen zu erwarten seien. Überdies waren die Ergebnisse im Kommuniqué schon festgeschrieben, bevor der DDR-Vorsteher den roten Teppich vor dem Kanzleramt betrat.

Nun aber beschlich den „Vorsitzenden der CDU Deutschlands" (Kohl über Kohl) die Sorge, ob der Staatsempfang für den Ost-Berliner Einheitssozialisten die jahrzehntelang in Antikommunismus gedrillte Unionsklientel nicht vielleicht doch dauerhaft überfordern könne.

Es war ja wirklich starker Tobak: Ausgerechnet ein konservativer Regierungschef verhalf dem ersten Mann der geschmähten DDR mit Becher-Hymne, Spalterflagge und Ehrenformation der Bundeswehr vor dem Kanzleramt zur lang entbehrten Gleichberechtigung und machte so die Zweistaatlichkeit Deutschlands vor aller Welt manifest. Als Begründung für diese Zugeständnisse sollen die Christenwähler akzeptieren, daß inzwischen wesentlich mehr DDR-Bürger die Bundesrepublik besuchen dürfen als noch vor drei Jahren; denn damals wollte Kohl mit dem Staatsratsvorsitzenden ohne Protokoll in Bad Kreuznach konferieren.

Erich Honecker genoß die Ehrenbezeugungen. Von Tag zu Tag, vor allem in der Provinz, wo die Ministerpräsidenten der Union oder der SPD landesherrliche Pracht zu ihren eigenen und des schwierigen Staatsgastes Ehren entfalteten, taute der spröde DDR-Chef auf. Und am vorletzten Besuchstag, daheim im Saarland, riskierte der ostdeutsche Status-quo-Kommunist sogar einen Blick in eine ferne Zukunft, in Zeiten, in denen „Grenzen uns nicht mehr trennen", sondern „vereinen" (siehe Seite 28).

Freilich erbrachte Honeckers Vergleich mit der Grenze zwischen der DDR und Polen keineswegs jene „Sensation", die Springers „Bild"-Zeitung darin entdeckte, sondern eher Zwiespältiges: Jene Grenze darf derzeit nur mit Visum und auf Einladung überquert werden; der Reiseverkehr ist reglementiert.

Auch an den Tagen zuvor, bei den Gesprächen mit dem Kanzler, blieben die Sensationen aus – die auch keiner ernsthaft erwartet hatte.

Zu Helmut Kohl, soviel ist verbürgt, hat Erich Honecker kein Verhältnis gefunden. Zu dünn ist der Firnis des gegenseitigen Vertrauens. Zu verkrampft blieben die Bemühungen dieser beiden ungleichen Deutschen, jeder auf seine Art, das Trennende hervorzuheben und die Grundsatzpositionen zu beschwören.

Der Kanzler wußte, was er seinen Anhängern schuldig ist. Sowohl in seinem Statement zu Beginn der Gespräche mit der DDR-Delegation wie auch in seiner Tischrede beim Festmahl in der Godesberger Redoute ließ Kohl keine Reizvokabel aus, spulte er die Wiedervereinigungs- und Mauer-weg-Rhetorik der Christenunion ab.

Honecker, dem der Kanzler-Text erst kurz vor dem Essen überreicht worden war, reagierte milde: Seiner eigenen Ansprache fügte er seine seit Jahren überlieferte Ansicht hinzu, „daß Sozialismus und Kapitalismus sich ebensowenig vereinigen lassen wie Feuer und Wasser".

Erst am Dienstag, beim zweiten Delegationsgespräch, hielt der 75jährige SED-Chef, der sich auch im kleinen Kreis auf keinerlei Diskussion über die nationale Frage einließ, mit einer vorbereiteten Erklärung dagegen: Obwohl „auf den Trümmern" des „im Feuer des Zweiten Weltkrieges" untergegangenen Deutschen Reichs zwei souveräne Staaten entstanden seien, halte Bonn „an Positionen" fest, die im Umgang mit der DDR die „uneingeschränkte Anwendung des Völkerrechts in Frage stellen".

Damit waren die Pflichtübungen dieses historischen Gipfeltreffens absolviert. Allein die öffentliche Darstellung der jeweiligen PR-Manager erweckte den Eindruck, als seien die Gesprächspartner auf verschiedenen Veranstaltungen gewesen. Während DDR-Sprecher Wolfgang Meyer stets Frieden und Abrüstung in den Vordergrund rückte, hoben die Bonner aufs Innerdeutsche ab.

Tatsächlich gab das für Honecker vorrangige Friedensthema so viel nicht mehr her, seit Kohl mit dem Verzicht auf die 72 Pershing-1A-Raketen der Bundeswehr ein hohes Hindernis für ein Abrüstungsabkommen der Supermächte aus dem Wege geräumt hatte. Um so mehr verblüffte der Gast mit der Selbstverständlichkeit, mit der er östliche Überlegenheit bei den konventionellen Streitkräften einräumte. Dieses Un-

„Lossen Se mol sähn"

Wie die DDR ihre Einfuhrbestimmungen lockern will

„Fier'n Se Dondrächer mit sich?" Diese seit Jahrzehnten bereits klassische Frage von DDR-Grenzern wird es bald nicht mehr geben.

Vom 1. November an, so die letzte Woche beim Honecker-Besuch vorgelegten „Maßnahmen" zur „großzügigeren Handhabung der Einfuhrbestimmungen der DDR", brauchen Bundesbürger vor dem deutsch-deutschen Grenzübertritt ihre Kassettenablage nicht mehr auszuräumen – vorausgesetzt, die mitgeführten bespielten Kassetten und Tonbänder, die „Tonträger", „stehen nicht im Widerspruch zu den Interessen" des Arbeiter-und-Bauern-Staats.

Nicht weniger Erfreuliches bietet der Maßnahmenkatalog, der dem Kanzleramt als „Fortschritt" gilt, mit dem Zugeständnis an Philatelisten: Der Briefmarkenkatalog als Mitbringsel ist künftig unverdächtig, sofern er sich nicht gegen „die Erhaltung des Friedens" richtet.

Wie bisher sollte sich allerdings der Wessie (DDR-Jargon) aller politischen Tages- und Wochenzeitungen bereits vor der Grenze entledigen. Denn mit der freigegebenen Einfuhr von „periodisch erscheinenden Presseerzeugnissen" sind Fachzeitschriften, vielleicht auch unpolitische Mitteilungsblätter gemeint, die weder „Hetze" enthalten noch „in anderer Weise den Interessen des sozialistischen Staates" widersprechen. Nach dieser Meinung verstößt etwa der SPIEGEL regelmäßig jede Woche gegen die realsozialistische Zielsetzung.

Daß der Maßnahmenkatalog und seine Urheber nicht vom Atem der Geschichte angetrieben wurden, allenfalls vom Devisenhunger, wird dem Westdeutschen klar, wenn er „Heimelektronik", etwa den Walkman für die Tante oder den Taschenrechner für den Bruder, als Geschenk mitbringen will. Statt früher 20 Prozent des in der DDR geforderten Verkaufspreises sind nunmehr 40 bis 60 Prozent des westlichen Warenwerts als Zoll abzuliefern.

Kleines Bürokraten-Karo bestimmt auch das Zugeständnis, daß der Wessie jetzt sein Videogerät samt „einer angemessenen Anzahl von Videokassetten" mit nach drüben nehmen darf. Er muß die Ausrüstung mit allen Kassetten wieder ausführen; daß die Verwandtschaft Videobänder kopieren könnte, auf diese



Arbeitsbesucher Honecker beim Empfang am Kanzleramt: „Ein kleiner Abgeordneter"

Idee kamen die Hüter des deutsch-deutschen Reiseverkehrs erst gar nicht. Um so größer dürfte die Lust der Grenzer sein, Videos auf eine verbotene „Darstellung unzüchtigen Charakters" hin zu prüfen. Wie bisher gilt das Grenzerwort: „Lossen Se mol sähn."

So entpuppen sich die kleinen Schritte, über die das Bundeskanzleramt gedämpften Jubel verbreitet, als schriftlich fixierte Form staatlicher Willkür, mehr Gnadenakt als echte Liberalisierung. Weder wird die herrschende Unsicherheit („Was darf ich mitbringen?") beseitigt, noch gibt es für Reisende einklagbare Rechtsnormen, wie Rolf Richter vom deutschlandpolitischen Referat im niedersächsischen Ministerium für Bundesangelegenheiten klagt, der bisher für die Beratung von DDR-Fahrern zuständig war.

Und auch die DDR-Bürger haben wenig von den Neuerungen. Musik wird in der DDR längst auf Kassetten mitgeschnitten; Fachzeitschriften können von Interessenten in Bibliotheken photokopiert werden, und Videogeräte gibt es sowieso nur selten.

Einzig die Arzneien, die nun per Post in größerer Zahl in die DDR geschickt werden dürfen, mögen in Einzelfällen das bringen, was die Bundesregierung von den neuen Einfuhrbestimmungen beherzt behauptet: Erleichterung.

gleichgewicht, so Honeckers ständiges Monitum, dürfe auf keinen Fall durch Nachrüstung, sondern müsse durch Rüstungsabbau ausgeglichen werden.

Der CDU/CSU-Fraktionschef Alfred Dregger, der mit Kraftsprüchen noch 1984 Honecker einen Vorwand für die Besuchsabsage geliefert hatte, kriegte sich vorige Woche nach seinem Termin bei Honecker kaum noch ein. Triumphierend verkündete er, Honecker habe seiner alten These zugestimmt, wieviel besser es gewesen wäre, wenn die Supermächte mit dem Abbau der Kurz- statt Mittelstreckenraketen angefangen hätten. Und Dregger ließ es sich nicht nehmen, die unverhoffte Gemeinsamkeit mit Honecker gleich für den innenpolitischen Streit zu nutzen: „Die Sozialdemokraten", fügte er hinzu, „haben das immer noch nicht begriffen."

Für Kohl und seine engsten Helfer aber war die große Überraschung, wie bereitwillig und detailliert sich der 75jährige gerade im kleinen Kreis auf die deutsch-deutschen Themen konzentrierte – von der wirtschaftlichen Zusammenarbeit über den Reiseverkehr bis hin zu Dollpunkten wie „Grenzregime" (Honecker-Sprecher Meyer über die innerdeutsche Grenze) und Menschenrechte. „Wir haben den Eindruck", so ein Kanzler-Berater, „daß die den Schießbefehl eigentlich nicht wollen – aber wenn sie ihn aufheben, werden sie das wohl nicht verkünden."

Einen dringenden Wunsch der Bonner – eine Zwei-Tage-Besuchsregelung auch für West-Berliner – mochte Honecker jetzt nicht erfüllen. In den Gesprächen verwiesen die DDR-Menschen auf Drogen- und Aidsgefahr und ließen durchblicken, daß ihnen die tägliche Flut der Hauptstadt-Touristen arg zu schaffen mache. Doch die Bonner hoffen, daß Ost-Berlin über diesen Wunsch nachdenkt und auch darüber, für Westreise-Genehmigungen an DDR-Bürger endlich eine Rechtsgrundlage zu schaffen.

Honecker bemühte bei einem alten DDR-Petitum sogar den Leibhaftigen. Es müsse „doch mit dem Teufel zugehen", so der Atheist zum christdemokratischen Bundestagspräsidenten Philipp Jenninger, wenn es nicht gelänge, auch offiziell Kontakte zwischen den Parlamenten beider Staaten herzustellen.

Jenninger erwiderte, er habe schon Volkskammerpräsident Horst Sindermann bei dessen Bonn-Visite gesagt, daß für solche Beziehungen wichtige Voraussetzungen zu klären seien, voran die Gleichbehandlung der Berliner Abgeordneten und jener des innerdeutschen Ausschusses. Sindermann habe Prüfung zugesagt, aber seither nichts von sich hören lassen.

Da mochte Honecker seinem Sindermann nicht vorgreifen: „Dafür ist der Präsident der Volkskammer zuständig – ich bin ja nur ein kleiner Abgeordneter, Wahlkreis 37 Karl-Marx-Stadt."

Wie seine Gastgeber hielt sich der kleine Abgeordnete (1,71 Meter) an die schon vor dem Ereignis ausgegebene Devise, die andere Seite nicht zu überfordern und sich auf „das Machbare" (Kohl) zu konzentrieren. Von seinen 1981 in Gera erhobenen Forderungen nach Anerkennung der DDR-Staatsbürgerschaft, der Umwandlung der Ständigen Vertretungen in Botschaften, der Auflösung der Erfassungsstelle Salzgitter und der Feststellung der deutsch-deutschen Grenze an der Elbe präsentierte Honecker in Bonn nur die vierte, offenbar machbare.

Beim Essen in der Redoute führte Elbgrenz-Promoter Schäuble den DDR-Vorsteher mit Niedersachsens CDU-Ministerpräsidenten Ernst Albrecht zusammen, der in dieser Frage seit Jahren stur bleibt. Honecker äußerte sich später vorsichtig positiv über das Gespräch. Er nahm aus Bonn die Kommuniqué-Zusage mit, „Aufgaben der Grenzkommission, soweit sie noch nicht gelöst sind, zum Abschluß zu bringen". Schäuble: „So rasch wie möglich."

Schon vorher, mit all der Anerkennung, die ihm im offiziellen Bonn zuteil wurde, ist Erich Honecker der Gewinner des Gipfels. „Wir werden es künftig", so ein christdemokratischer Deutschlandpolitiker, „mit einer noch selbstbewußteren DDR zu tun haben, das macht die Verhandlungen schwieriger."

Die Reiseerleichterungen für DDR-Bürger, auf die sich die Kohl-Regierung so viel zugute hält, sind ihr in Wahrheit

„Wer sich von Gefühlen fortreißen läßt . . .“

SPIEGEL-Reporter Jürgen Leinemann über Erich Honeckers Heimatbesuch im Saarland

Oberbürgermeister Peter Neuber von Neunkirchen ist ein hochgewachsener Mann. Das Mikrophon, durch das er im Bürgerhaus der saarländischen Bergarbeiterstadt seinen Ehrengast, den vor 75 Jahren hier geborenen DDR-Staats- und Parteichef Erich Honecker, begrüßt, ragt hoch über dessen weißen Schopf hinaus, als der sich aufgereckt zur Antwort anschickt.

Mit Schwung ist Honecker vorgetreten, noch die Hochrufe und den freundlichen Beifall im Ohr, mit den ihn alte kommunistische Kampfgefährten und andere „kreuzbrave Leut'“ empfangen haben. Sichtlich auch ist er angerührt durch den Steigermarsch, den die Wiebelskirchener Schalmeienbläser vor der Halle zu Ehren des einst als Arbeitersohn Ausgezogenen und jetzt als Staatschef Heimkehrenden gegen das Glokkengeläut angeschmettert haben.

Erich Honecker nimmt sich nicht die Zeit, das Mikrophon zu sich herunterzuziehen. Er beginnt zu reden, bevor seine Hand mit routiniertem Griff das Manuskript aus der Brusttasche seines Anzuges geangelt hat. Doch dann liest er sich wie in all den Tagen seines redereichen Besuches in der „Bunsreplik“ Deutschland silbenschluckend durch den Text: Friedenssicherung, Kooperation, souverän voneinander unabhängige deutsche Staaten, „deutschkratsche Replik“.

Er redet wie in Trance. Er kann seine Augen, die schmal hinter der Hornbrille blitzen, nicht auf den Text konzentrieren. Immer wieder schweifen seine Blikke flatternd an die Decke. Daß Oskar Lafontaine, der Ministerpräsident des Saarlandes, herantritt und liebevoll das Mikrophon zu ihm hinunterbiegt, nimmt er gar nicht wahr. Ein leichter Schweißfilm glitzert auf seiner Stirn, als er die Begrüßung „als Ausdruck der Wertschätzung für die DDR“ in Anspruch nimmt. Die DDR aber ist in diesem Augenblick er, der erste und mächtigste Mann im ersten sozialistischen Staat auf deutschem Boden. „Viele persönliche Gefühle bewegen mich“, bekennt er, noch bevor er abzulesen beginnt.

Dies ist wohl der Augenblick, den das Politbüro gefürchtet hat. Erich Honekker kommt vom Grab seiner Eltern. Im Garten des unscheinbaren Hauses in der Wiebelskirchener Kuchenbergstraße 88, das einst sein Großvater gebaut hatte, hat er einen Apfel gepflückt, den er noch in Neunkirchen in der Hand hält. Seine Schwester hat ihm Kaffee gekocht, mit drei alten KP-Mitstreitern hat er Erinnerungen ausgetauscht.

Auf der Straße, die der Dachdeckerlehrling und leidenschaftliche junge Rotfrontkämpfer Erich bis 1935 oft genug als Verfolgter und Geschlagener entlanggestolpert ist, winken ihm heute Hunderte zu. „Erich, Erich“, rufen einige. Direkt vor dem schmalen Gang neben dem kleinen Haus schwenken KP-Genossen die schwarzrotgoldene DDR-Fahne mit Hammer und Zirkel im Ährenkranz.

Erich, der sozialistische Sieger, ist zu Hause. Und vergessen ist der Satz, den der strenge Jungfunktionär 1932 seinen Genossen in der Saarbrücker „Arbeiter-Zeitung“ eingehämmert hatte: „Aber derjenige ist kein Kommunist, der sich von den Gefühlen und Stimmungen fortreißen läßt.“

Zwar hat er auch heute in der gewohnten eingefrorenen Pose begonnen, das Manuskript hält er wie einen Schutzschild vor der Brust. Dann aber breitet er plötzlich die Arme aus, als wolle er seine Zuhörer umschlingen; vergessen hängt der Redetext in seiner Rechten.

„Die Lage ist doch so“, sagt er „als alter Neunkirchener“ auf einmal so spontan, als rede er im vertrauten Kreise: Daß es zwei deutsche Staaten gebe, sei ja allen bekannt, und daß sie in zwei Blöcken eingebunden seien, auch. Und „daß die Grenzen nicht so sind, wie sie sein sollten, ist nur allzu verständlich“. Nun aber habe man ja in Bonn das Kommuniqué unterzeichnet, und wenn alles im gewünschten Sinne verwirklicht werde, „dann wird auch der Tag kommen, an dem Grenzen uns nicht mehr trennen, sondern uns vereinen“.

Vereinen, sagt Erich Honecker. Die Profis unter den Zuhörern aus Ost und West trauen ihren Ohren nicht. Und als ob bei diesem Wort – gegen das er in Bonn zwei Tage lang seine spröde Kontrolle aufgeboten hat – in ihm Alarmlichter zu flackern beginnen, fügt er schnell hinzu, diese Grenze werde dann so sein wie die zwischen der DDR und Polen.

Das Rätselraten über diesen ungeplanten Exkurs wird die Zwischen-den-Zeilen-Leser auf beiden Seiten lange beschäftigen. Wer dabei war während der zweitägigen sentimental journey nach der strapaziösen Zwei-Tage-Visite in Bonn, der konnte darauf wetten, daß die sozialistische Paradephrase von der „Heimat der Werktätigen“ ihre dialektische List entfalten würde. „Heimat“ ist im Saarland für Honecker zugleich hier wie dort. Biographisches und Politisches, gestern und heute, verschmelzen ineinander. Die Saarländer, scherzt Lafontaine, hätten ihren Honecker ausgeschickt, damit er „jetzt eben der erste Mann im Staat der Preußen ist“. Grenzen, gedachte und befestigte, geraten so schnell ins Schwimmen.



Gast Honecker im Neunkirchener Bürgerhaus*: „Grenzen sollen uns vereinen“

* Mit Oberbürgermeister Peter Neuber (l.) und Honecker-Schwester Gertrud Hoppstädter.

Von der ersten Minute an hat der Sozialdemokrat Lafontaine diesen Ton gesetzt, nicht heimtückisch, sondern weil Saarländer so sind. An der Gangway der Luftwaffenmaschine begrüßt er seinen Gast, der ihn mag und vertraut und ihn im privaten Kreise auch schon mal duzt, „im Land seiner Kindheit".

Lafontaine: „Fühle Se sich wie dehemm." Und der Gast, zum ersten Mal seit 40 Jahren wieder an der Saar, echot bewegt: „Wie dehemm."

Er hat sich gewappnet. Bei den offiziellen Terminen sucht er dem Lokalkolorit mit Formeln vom Kampf für Frieden und gegen Atomwaffen zu begegnen. Aber er gerät doch in den Sog einer Reise in die Vergangenheit.

Wer den hölzernen Gast in Bonn erlebt hat und nun an der Saar beobachtet, der kommt aus dem Staunen nicht heraus. Kann man sich den disziplinierten Staatsmann Honecker aus der Redoute vorstellen, wie er die lang entbehrte Bibbelsches-Bohnesupp stehen läßt und tränenden Auges mitsummt, als ein Männerchor von alten Straßen singt und alten Freunden in der Heimat, die nicht mehr leben? Reicht die Phantasie, sich einen 75jährigen Staatsratsvorsitzenden vorzustellen, der als aufgekratzter Charmeur beim Dessert der Frau seines Gastgebers zusingt: „Achte auf dein Herz, Margarethe, denn ich habe Angst, daß man's dir stiehlt"?

Hätte man gedacht, daß er bei Peter Maffay für seinen Enkel Robby Autogramme erbittet oder sich Videoclips von Katja Ebstein anguckt? Daß ein SED-Chef geradezu durch eine dichtgedrängte Menge hechtet, um einen 82jährigen Mann zu umarmen, den er seit über 50 Jahren nicht gesehen und mit dem er nicht etwa die Nazis bekämpft hat, sondern mit dem er einst gewandert ist? Doch, die Saar macht es möglich.

Gleichwohl ist der Vorsitzende auch dort keineswegs ein Ausbund an emotionaler Offenheit. Die Haltung des jungen Kommunisten von 1932, der sich Gefühle verbietet und Selbstkontrolle als Charakterstärke andressiert, hat sich zur zweiten Natur verfestigt. Zwar kann er wach und schlagfertig reagieren, aber wirklich offen ist er nie. Selbst beim Lachen bleibt die Oberlippe steif.

Für Gefühle, so sie denn doch hervorbrechen, hat er keinen seinem Alter angemessenen Ausdruck entwickelt. Er wirkt auf seine Gesprächspartner oft rührend naiv, kindlich fast in seiner Freude, pathetisch im Zorn und sentimental im Schmerz.

Der leicht fettige Schmelz, den Lafontaine über dem saarländischen Heimatgefühl spürt, ist auch dem heimgekehrten Gast zu eigen. Als Vertrauensleute und Betriebsräte der IG Metall aus Völklingen und Saarlouis 1985 dem Staatsratsvorsitzenden aus dem Garten seines Elternhauses ein Körbchen voll Heimaterde, bepflanzt mit Blumen und Gemüse, nach Ost-Berlin brachten, hat der Genosse Honecker das Präsent vor einem arroganten SED-Sekretär in Sicherheit gebracht.

Und er ist, wie alle Saarländer, mit einem kollektiven landsmannschaftlichen Minderwertigkeitskomplex beladen, der ihn antreibt, es „denen im Reich" aber mal zu zeigen; um so mehr genießt er stolz den Ruhm des erfolgreichen Heimkehrers.

Er genießt ihn nicht allein. Den „saarländischen Flatschnickel Erich" in Bonn den Staatsmann spielen zu sehen, hat manchen Saarländer entzückt, der auch gern im Kanzleramt den Oskar sähe – weil das den Grenzländern keiner zutraut. Daß die Deutschen sich besser von Saarländern als von Österreichern führen lassen sollten, darüber waren sich Gast und Gastgeber schnell einig.

Von da ist es, über Hitler und Waldheim, nicht weit zur Erinnerung an die Zeit, „als wir die Saar freihalten wollten von der braunen Barbarei". Auch hier liegt Sentimentalität nicht fern. Honekker hat eine offenkundige Zuneigung für Lafontaine entwickelt, die auch den Niedersachsen Gerhard Schröder einschließt. Das legt den Verdacht nahe, daß der alte Mann, der an der Saar wie in der DDR viele Jahre politisch mit Jugendlichen arbeitete und der heute gern sein Alter verdrängt, noch immer von parteiübergreifenden Bündnissen mit jungen Sozialisten träumt.

Konkret kann man an den Städtepartnerschaften, die zwischen Saarlouis und Eisenhüttenstadt begannen, und an den Zahlen des Jugendaustausches ablesen, daß zwischen der DDR des Erich Honecker und dem Saarland des Oskar Lafontaine der vielbeschworene Geist der Entspannung dichter wabert als zwischen Ost-Berlin und Bonn. Die landsmannschaftlich überhöhte Abneigung der beiden Saarländer gegen den Pfälzer Kanzler in Bonn mag dabei eine Nebenrolle spielen. Sie taugt zu Witzeleien – Lafontaine zur Begrüßung Honeckers in der Staatskanzlei: „Es heißt ja an der Saar: Uff de Beem, de Pälzer komme" –, aber sie verstellt beiden nicht den Blick für die Realität. Honecker antwortet unbeeindruckt, wenngleich saarländisch gefärbt: Die Bundesregierung, und das heißt im Augenblick eben Helmut Kohl, „tut ja einen Staat vertreten".

Die mit dessen Regierung im Kommuniqué angestrebten Fortschritte sind die Voraussetzungen dafür, daß „eines Tages" der Charakter der Grenze in Deutschland sich wandeln könne. Das hat der saarländische Kommunist bei allem Gefühlsüberschwang in Neunkirchen nicht zu erwähnen vergessen.

„Das ist", wie er zu sagen pflegt, „der Fakt, ja."



Gast Honecker, Gastgeber Kohl
„Der hat Erfolg, ich habe Ärger"

in den Schoß gefallen – nicht aus Liebe zu den Bonnern läßt Honecker immer mehr Landsleute gen Westen fahren, sondern weil er hofft, daß weniger von ihnen den Wunsch hegen, ihrer Republik für immer den Rücken zu kehren.

Nun, da Bonn ihre Statuswünsche weitgehend erfüllt hat, kann die DDR-Führung sich jedes weitere humanitäre Zugeständnis um so ungenierter bezahlen lassen. Und noch mehr. Denn neben deutsch-deutscher Menschlichkeit stehen ja Großprojekte auf der Bonner Wunschliste: bessere Eisenbahnverbindungen nach Berlin, Ausbau und Erneuerung der Autobahnen, konkrete Maßnahmen zum Umweltschutz, die teure Entschwefelung der ostdeutschen Braunkohleindustrie inklusive.

„Das wird ein hartes Milliarden-Poker", prophezeit ein Regierungsplaner. Seine Forderung: „Wir brauchen jetzt eine Strategiedebatte, und dann müssen wir grundsätzlich entscheiden, was uns die Deutschlandpolitik eigentlich wert ist – hier und da mal ein paar Millionen mehr im innerdeutschen Etat oder wirklich ein großer Wurf?"

Davon sind Kohl und seine Mannen weit entfernt. Froh darüber, daß sich der Protest der Unionsrechten auf notorische Nörgler wie Manfred Abelein und Herbert Czaja beschränkte und daß Erich Honecker „mehr, als von vielen erwartet" (ein Kanzler-Helfer), zum Gelingen des heiklen Besuchs beigetragen hat, verwiesen sie auf die „innere Dynamik" der kleinen Schritte.

Beispiel: Dem Bonner Wunsch, Fahrradtouren in die DDR zu ermöglichen, ist Ost-Berlin jetzt noch nicht nachgekommen. Aber immerhin ist es künftig erlaubt, daß Besucher aus dem Westen Fahrräder per Eisenbahn oder auf dem Auto mitbringen. ◆